

XXV Erster Weltkrieg 1914-1917

Bis zur Kronprinzenreise ist mein Leben in ziemlich gerader Linie verlaufen. Im ganzen hatte ich den Eindruck einer organischen Entwicklung und der Rückblick bestätigt ihn mir.

Mit dem unglücklichen Verlauf der Kronprinzenreise wird das anders. Sie bringt einen gewissen Bruch in die Entwicklung, aber in noch höherem Masse war das natürlich der Fall durch den Ausbruch des ersten Weltkriegs. Er kam mir freilich nicht überraschend. Seit dem Tod des Kaisers Friedrich und der verfrühten Thronbesteigung seines Sohnes erlitt das Gefühl der sicheren Geborgenheit, dessen sich das deutsche Volk unter Kaiser Wilhelm I im Allgemeinen erfreut hatte, einen Stoss. Der Enkel war für die Verantwortung, die das Schicksal ihm aufbürdete, nicht ausgereift. Er fühlte das wohl selbst; der Mangel an Erfahrung und innerer Sicherheit suchte er durch prunkvolles Auftreten und entsprechende Reden zu verdecken. Ihm fehlte ein Gefühl für die Gefahren, die aus der nachbarreichen Lage inmitten des bevölkertsten Erdteils hervorwachsen, sowie für die sozialen Schwierigkeiten der Zeit, die sich verstärkten, je mehr die Sicherheitsventile der Auswanderung in fremde Länder und eigener Kolonien versagten. Auch Bündnisse verloren an Kraft, da die von ihnen erwartete grössere Sicherheit aufgewogen wurde durch die Verknüpfung der Mishelligkeiten des einen Vertragsstaates mit denen des anderen. Das zeigt sich bei der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Sarajevo am 28. Juni 1914; sie wurde in Deutschland als erster Blitzschlag eines aufsteigenden Gewitters empfunden. War im Kriege von 1870/71 die Wiederherstellung des deutschen Kaisertums, der langwierigen Regierungsmacht der Geschichte, die treibende Kraft gewesen, so fehlte man nach fast einem halben Jahrhundert des Friedens beim Ausbruch eines neuen Krieges eine ähnliche Triebkraft; er entstand aus Schwierigkeiten der Lage, nicht aus Verfolgung eines Zieles, dem eine Reihe von Jahrhunderten eigen war. Der neue Krieg wuchs aus dem Zusammentreffen einer Reihe von Gründen hervor. Hatte sich in Deutschland die Erinnerung an Ludwig XIV und den ersten Napoleon lange lebendig gehalten, so nicht minder auch in Frankreich die Erinnerung an den Krieg von 1870; sie hat immer wieder eine „Revanche-Stimmung“ hervorgerufen, besonders stark durch General Boulanger. Ähnlich war die Stimmung auch im Osten. Russlands Niederlage durch Japan hatte ein Streben aufkommen lassen, das militärische Ansehen auf europäischem Boden neu zu begründen. Schon Bismarck hatte die Doppelgefahr im Osten und Westen als „Alpdruck der Koalitionen“ den Schlaf geraubt; - sie hatte noch zugenommen, da Russland in einem europäischen Krieg auch ein Mittel zur Minderung der Revolutionsgefahr sah.

Endlich spielte auch der Wandel in der wirtschaftlichen Entwicklung mit. England war lange der führende Industriestaat der Welt. Es ist das Schicksal einer ruhmreichen Pionierarbeit, dass sie sich verbreitet. Unso leichter wird ihr Vorbild nachgeahmt, je ähnlicher die Verhältnisse sich gestalten. Das war in Deutschland der Fall. Es konnte seine Bevölkerung nicht von den Früchten seines eigenen Bodens ernähren. Was an Nahrungsmitteln und Rohstoffen ihm fehlt, konnte es sich nur durch Erzeugnisse seines Gewerbefleißes erwerben. War das schon zur Zeit der Hansa so gewesen, so war das mit zunehmender Bevölkerung gewachsen. Wie deutsche Lande früher im Handwerk vielfach führend waren, so widmeten sie sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in steigendem Masse der Industrie-Entwicklung nach englischem Vorbild. blieb Deutschlands Produktion pro Kopf der Bevölkerung zwar

hinter der Grossbritanniens zurück, sie überschritt sie im ganzen, eine Folge seiner grösseren Bevölkerung. Um die Erregung über diese Entwicklung zu mindern, strebte Deutschland nach Kolonien in den noch unvergebenen Teilen Afrikas und der pazifischen Inselwelt; sie hätten Sicherheitsventile für den Konkurrenzdruck werden können.

Zum Mord des oesterreichischen Thronfolgers kam am 1. August 1914 ein zweiter hinzu, der wie eine erschütternde Ankündigung des Krieges wirkte: die Ermordung von Jaurès, des französischen Sozialistenführers, der sich für Erhaltung des Friedens einsetzte. Diese Zwischenzeit zwischen den beiden Morden – in ihr wurde mein viertes Kind geboren, - lebt als quälende Schreckenszeit in meiner Erinnerung. Der tatsächliche Ausbruch des Krieges mit Frankreich und Russland wirkte daher nicht mehr mit der Wucht einer erschütternden Überraschung. Das war aber bei der Kriegserklärung Englands der Fall. Obwohl es an Anzeichen auch hier nicht gefehlt hatte, sträubte sich doch bis zuletzt das Gefühl gegen die Annahme, dass ein germanisches Volk gegen ein anderes im Bunde mit dem unruhigen Nachbarn des Westens und dem ungefügigen Slavenreich in den Krieg ziehen könne. Die geistigen Bande, die beide Völker verknüpfen, sind den Deutschen in diesen traurigen Tagen stärker denn je zum Bewusstsein gekommen. Hier fehlte das Schicksalhafte. Gerade das aber öffnete breiten Schichten die Augen für die besonderen Gefahren Deutschlands als nachbarreichstem Landes inmitten des am dichtesten bevölkerten Erdteils. Man konnte an dieser Lage nichts ändern. Man sah das Verhängnis kommen und hoffte nur, sich ihm gewachsen zeigen zu können. Die Vertrauen einflössende Haltung unserer Truppen und die grossartige Ruhe der Mobilmachung steigerte diese Hoffnung zur Zuversicht. Damit verband sich das Bestreben, den Männern den Abschied von der Heimat zu erleichtern. Denn wer Einquartierung hatte, wusste, wie schwer der Abschied von Frau und Kind oder auch vom Elternhaus meist war. Nicht in jugendlicher Verblendung zogen die meisten ins Feld.

Der Ausbruch des Krieges machte sich mit fast unbegreiflicher Geschwindigkeit im Strassenbild bemerkbar. Seine Farbigkeit erlitt eine starke Verringerung. Wie mit einem Schlage waren alle Kraftwagen grau angestrichen und wurden die bisher so verschiedenartigen Uniformen durch das einheitliche Feldgrau verdrängt. Das Leben hatte ein ernsteres und einförmiges Gesicht bekommen.

Zum Schluss der Mobilmachung kam auch der Kaiser mit Offizieren des Hauptquartiers durch Bonn. Als die Nachricht seines Kommens sich verbreitete, nahm in der Hauptstrasse die Anwohnerschaft in erstaunlicher Vollständigkeit Aufstellung. War sie auch sicher mit Manchem, was der Kaiser gesagt und getan hatte, nicht einverstanden gewesen, sie war jetzt von dem Gedanken beherrscht, der Krieg bedrohe mit dem Kaisertum die so schwer errungene Einheit des deutschen Volkes.

Wie die jüngeren Jahrgänge ihr Leben, ihr ganzes Sein in den Dienst des Vaterlandes stellten, so war auch bei denen, die nicht ins Feld zogen, der Wunsch vielfach geweckt worden, sich irgendwie nützlich zu machen. Dieses Gefühl gewann Herrschaft auch über mich. Der Lehrbetrieb nahm zwar seinen Fortgang, aber doch nur bei stark vermindeter und sich weiter vermindender Studentenzahl. Das war nicht ausreichend. Die Ergebnisse schienen mir bald einen Weg zu weisen. Belgien hatte plötzlich eine grosse Bedeutung für das Vaterland gewonnen. Was bedeutete es in der Weltwirtschaft und im Weltverkehr? Was bedeutete es insbesondere wirtschaftlich für Deutschland? Ich sah mit Erstaunen, wie unvollständig meine Vorstellung von diesem Nachbarland war. Ich versuchte daher mich gründlicher

zu unterrichten. Aber es gelang mir nicht. Ich konnte in Bonn kein Buch und keinen Aufsatz über Belgien auftreiben: nur in den Zeitschrift des Oberbergamts fand ich ein wenig Material. Die hier bestehende auffallende Lücke etwas auszufüllen, schien mir eine Aufgabe für mich zu sein, zum mindesten was das Wirtschaftliche anlangte.

Ich war noch mit den meist vergeblichen Vorbereitungen für diese Arbeit beschäftigt, als ich vom preussischen Handelsminister v. Sydow telegraphisch eine Einladung zu Besprechungen über wirtschaftliche Kriegsfragen erhielt. Ich fand in Berlin nur einen kleinen Kreis von Teilnehmern, ausschliesslich Vertreter der beteiligten Ministerien des Reichs und Preussens mit mir als einziger Ausnahme. Der Handelsminister selbst hatte den Vorsitz. In seiner Eröffnungsrede sagte er etwa Folgendes: Aus dem Kriege von 1870/71 haben wir natürlich gelernt. Damals sind viele durch die Not des Krieges reich geworden, das werden wir in diesem Kriege verhindern. Kriegsgewinnler darf es nicht wieder geben. Ich bitte Sie, sich darüber auszusprechen, was zur Erreichung dieses Zieles zu geschehen hat. Höchstpreise werden nötig sein. Wie sind sie angebracht? Die Verhandlungen sind streng vertraulich.

Mit dem Ziel waren, glaube ich, alle Teilnehmer einverstanden; aber über die Beschränkung der Besprechungen auf dieses Ziel schienen alle Teilnehmer erstaunt zu sein. Es kam auch alsbald zur Sprache, dass es sich doch in erster Linie um die Ernährungsfrage handele. Bei ihr sei mit einem Zurückbleiben des Angebots hinter der Nachfrage zu rechnen. Es sei also ein Anreiz zur Preiserhöhung vorhanden, aber eine solche könne nicht, wie unter normalen Verhältnissen, eine Steigerung der Produktion oder Einfuhr zur Folge haben. Mit solcher Preiserhöhung werde die Ernährungslage dabei nicht eine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung insofern erfahren, als das Defizit von den am wenigsten bemittelten Schichten zu tragen sei. Höchstpreise allein seien daher ein nicht unbedenkliches Mittel. Der Vorsitzende aber erklärte, dass er eine Verallgemeinerung der Besprechung nicht zulassen könne. Die Ernährungsfrage stehe nicht zur Erörterung. Man solle sie nicht mit der gestellten Aufgabe verbinden. Auch die Darlegung, dass solche Verbindung bestehe und nicht beseitigt werden könne und daher nicht unberücksichtigt bleiben dürfe, hatte nur zur Folge, dass in der nächsten Sitzung auch der Landwirtschaftsminister v. Schorlemer und der Staatssekretär des Reichsamts des Innern Delbrück anwesend waren und ihren Kollegen im Handelsministerium, wenn auch nicht sehr entschieden, unterstützten.

Es stellte sich von neuem heraus, dass Höchstpreise vor Allem gewünscht wurden, eine Gefahr der Bereicherung des Zwischenhandels vorlag. Darum hatte der Bund der Landwirte Höchstpreise für Getreide befürwortet. Dabei wurde nicht beachtet, dass die Preise nicht selbständige einzelne Erscheinungen sind, sondern sich gegenseitig bedingende Teile eines Preissystems. Ein Höchstpreis für eine Ware hat eine Wirkung auch für alle Waren, zu deren Herstellung sie verwendet wird; bei Höchstpreisen für Getreide wird die Getreide-Verfütterung zunehmen, wenn nicht gleichzeitig entsprechende Höchstpreise für Fleisch festgelegt werden. Vereinzelte Höchstpreise können daher eine künstliche Verknappung herbeiführen. Mit einer Ausdehnung der Höchstpreise konnten die Minister sich jedoch nicht befreunden. Sie rechneten nicht mit einer sich von selbst ergebenden Knappheit, sondern wollten nur eine künstliche Verknappung durch Zurückhaltung der Vorräte verhindern. Sie erwarteten auch augenscheinlich eine zunehmende Einfuhr durch Neutrale. Erst nachträglich zeigte sich,

dass ein noch gewichtigerer Grund für ihre Stellungnahme vorlag. Graf Schlieffen hatte seinen Feldzugsplan auf der Annahme aufgebaut, langwierige Kriege seien „zu einer Zeit unmöglich, wo die Existenz der Nation auf einen unterbrochenen Fortgang des Handels und der Industrie begründet ist“. Diese Ansicht deckte sich mit der in Bankkreisen verbreiteten, dass aus finanziellen Gründen kein Land einen modernen Krieg länger als drei Monate ertragen könne. Demgemäss wurde damit gerechnet, dass der Krieg um Weihnachten zu Ende sein werde.

Ich sah nicht, wie ich bei den eingeeengten Besprechungen von Nutzen sein konnte. Demgemäss bat ich den Handelsminister wieder nach Bonn zurückreisen zu dürfen; denn die Frage der Höchstpreise lasse sich von der Ernährungsfrage nicht trennen, und an eine nennenswerte Einfuhr von Lebensmitteln könne ich nicht glauben; wer das englische Blaubuch über die Versorgung Grossbritanniens im Kriege kenne, könne nicht daran zweifeln, dass was dort unter defensiven Gesichtspunkten dargelegt sei, auch zu offensiven Zwecken Verwendung finden werde. Ich bat aber zugleich, mir zu gestatten, in Aufsätzen und Vorträgen das darzulegen, was mir im Interesse des Vaterlandes geboten erschiene. Das wurde mir gestattet, wie auch alle Verhandlungen, so weit auch die Ansichten auseinandergingen, ohne jede Schärfe geführt worden waren. Bisweilen hatte ich sogar den Eindruck, dass man nur durch äussere Momente an der Zustimmung gehindert sei.

Nach Bonn zurückgekehrt, entwickelte ich eine rührige journalistische Tätigkeit. Meine Aufsätze erschienen meist in der Kölnischen Zeitung, oft mit grossen Überschriften, wie sie in Friedenszeiten in diesem Blatt nicht üblich gewesen waren. Auf Grund dieser Aufsätze wurde ich von den verschiedensten Seiten zu Vorträgen aufgefordert an die sich oft lange Erörterungen anschlossen. Ich wurde auch gebeten, auf der Jahresversammlung der deutschen Kartoffelgrosshändler zu sprechen. Das war besonders erfreulich. Eine anschliessende Erörterung zeigte, dass die Ausführungen auf fruchtbaren Boden gefallen waren. Als Dank ist mir Jahre lang die Kartoffelzeitung zugeschickt worden, aus der ich nützliche Belehrung geschöpft habe.

Auch bei den Behörden fanden meine Ausführungen Beachtung. So wurde ich von Oberbürgermeister Walraff nach Köln gerufen. Die Stadt hatte sich für eine Belagerung sogleich nach Kriegserklärung bereit gemacht. Die Bäume in ihrer Umgebung waren gefällt und ein unübersehbares Netz von Stacheldrähten war auf dem linken Rheinufer angelegt worden. Der Oberbürgermeister ging mit mir durch alle Vorratsräume. Es war eindrucksvoll, was alles zusammengehäuft war. Ich fragte, wie lange das ausreichen solle, und weiter wie die angegebene Ziffer zustande komme. Dabei stellte sich heraus, dass die Vorräte ausschliesslich für die Besatzung bestimmt waren. „Und was soll mit der Bevölkerung von mehr als einer halben Million Köpfen geschehen?“ Man nehme wohl an, dass sie die Stadt verlasse. Diese Antwort erfüllte mich mit Schrecken. Ich hatte schon in Berlin den Eindruck gewonnen, dass man sich mit den Fragen der Ernährung der Zivilbevölkerung während des Krieges gar nicht befasst habe; ich glaubte in der Antwort des Oberbürgermeisters eine Bestätigung erblicken zu müssen. Sehr bald erhielt ich den Beweis, dass diese Annahme richtig war und dass die Unterlassung tatsächlich im Schlieffen-Plan ihre Erklärung fand.

Der Oberpräsident der Rheinprovinz v. Rheinbaben bat mich nämlich zu einer Unterredung nach Koblenz. Unter vier Augen entwickelte er mir die Massnahmen, die demnächst getroffen werden sollten,

und fragte mich, was ich über sie dächte. Ich konnte ihnen nicht zustimmen. Das hatte zunächst starke Erregung zur Folge, sodass ich schon auf Schlimmstes gefasst war. Da ich aber in meiner Haltung nicht schwankte und immer mehr Gründe für sie ins Feld zu führen wusste, wurde der Oberpräsident, den ich schon während meiner Tätigkeit im Ministerium der öffentlichen Arbeiten als Hauptmitarbeiter des Finanzministers Miquel kennen gelernt hatte, nachdenklich. Er ging stillschweigend einige Minuten in seinem grossen Zimmer hin und her und sagte dann zu meiner Überraschung, ich hätte Recht, aber die Rheinprovinz könne nicht allein vorgehen; beide Provinzen müssten denselben Weg gehen und es sei fraglich, ob das zu erreichen wäre. Kurz darauf bekam ich die Einladung zu einer weiteren Besprechung in Köln, an der auch Excellenz v. Bissing aus Münster teilnehmen werde. Ich glaubte, die Beratung werde sich ähnlich wie in Koblenz abspielen und war nicht wenig erstaunt, als ich nahezu hundert Herren an einer grossen Hufeisentafel versammelt fand. Herr v. Rheinbaben übernahm den Vorsitz und wies mir den Platz ihm gegenüber an. Zunächst bat er Excellenz v. Bissing über die von ihm in Westfalen getroffenen Massnahmen zu referieren; im Anschluss daran erteilte er kurzer Hand mir das Wort. Ich kann nicht sagen, dass ich es gern ergriff. Ich musste jetzt in zusammenhängender Rede das wiederholen, was ich in Koblenz in einem langen Gespräch gesagt hatte, was sich unter vier Augen entwickeln liess, war vor einem grossen Kreis unbekannter Herren sehr viel schwieriger vorzutragen. Ich empfand die Lage umso peinlicher, als v. Bissing als Persönlichkeit auf mich einen starken Eindruck gemacht hatte. Das half aber nichts: ich musste gegen ihn losziehen, was das auch für Folgen haben mochte. Ich war daher nicht wenig erfreut, als v. Bissing sich nicht zu einer scharfen Erwiderung erhob, sondern schlicht und einfach erklärte: hätte ihm jemand das früher gesagt, so hätte er die getroffenen Massnahmen unterlassen; bei der Fülle der Geschäfte sei es für ihn, der es in erster Linie mit militärischen Angelegenheiten zu tun habe, unmöglich, in jedem Fall selbst sorgfältige Prüfungen vorzunehmen. Er sagte das mit einer natürlichen Grazie, die ihm sogleich mein Herz gewann. Kein Widerspruch erhob sich. Die Konferenz wurde geschlossen. Die Ernährungsfrage hatte über die Anti-Bereicherungsfrage gesiegt.

Damit wurden die vaterländischen Sorgen aber keineswegs verscheucht. Sie erhielten sogar noch unerwartete Nahrung. Hatte der deutsche Einmarsch in Belgien auch starke Bestürzung hervorgerufen, sein schneller Erfolg erweckte Bewunderung; er war in hohem Masse dem neuen Kruppschen Steilfeuergeschütz zu danken, das nach seiner Form und zu Ehren der Frau des Inhabers der Essener Firma „dicke Berta“ genant wurde. Die der Landesgrenze so nahe Universität Bonn beschloss, Krupp v. Bohlen und seinen Ingenieur Rausenberger zum Ehrendoktor zu ernennen. Der nach Essen entsandten Deputation gehörte auch ich an. Die Fabrik hatte ich schon mehrfach mit meinen Studenten besuchen dürfen, es freute mich die Villa Hügel und ihre Insassen jetzt kennen zu lernen, zumal da der Schwager Krupp v. Bohlen, Freiherr v. Wilmowski, meinem Seminar angehört hatte.

Im Mittelpunkt unseres Besuches stand natürlich der Krieg. Krupp v. Bohlen machte kein Hehl daraus, dass an Munition und auch an Geschützen Mangel vorhanden sei. Seine Firma habe aus einem sorgfältigen Studium des russisch-japanischen Krieges ersehen, wie gewaltig der Krieg neuerdings Verbraucher geworden sei; sie hätten sich immer gewundert, nicht grössere Aufträge zu erhalten, und geglaubt, dass sie ihrer Konkurrenz zuflössen; das stellte sich jetzt als falsch heraus; für den Stellungskrieg seien Vorkehrungen überhaupt nicht getroffen worden. Heute wissen wir, dass

Friedenshoffnungen, wie sie der Reichskanzler und unter seinem Einfluss der Kaiser hegten, und Sparsamkeitsbestrebungen, wie sie das Reichsschatzamt und den Reichstag beherrschten, diese Entwicklung erklären; aber es ist auch wohl Tatsache, dass die älteren Offiziere den rein militärischen Fragen der Taktik und Strategik ein sehr viel stärkeres Interesse entgegengebracht haben als den technischen oder deren wirtschaftlichen Fragen. Andererseits schienen mir die vielerlei Mängel in der Kriegsvorbereitung dafür zu sprechen, dass Deutschland den Krieg nicht gewollt hat; sonst wäre es auch in der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht so weit hinter Frankreich zurückgeblieben, wie es tatsächlich der Fall war.

Inzwischen hatte sich schon eine andere Aufgabe gestellt. Eines Tages – der Rückzug von der Marne hatte noch nicht statt gefunden – kam der mir unbekannte Präsident der Essener Handelskammer bei mir vorgefahren. Er war ganz erfüllt von den Erfolgen der deutschen Truppen im Osten und Westen und meinte, es komme vielleicht sehr bald in Paris zum Friedensschluss; für ihn fehle es anscheinend an allen Vorarbeiten; das sei umso bedenklicher, da es sich nicht um blosse Beendigung des Krieges handeln dürfe, es müsse vielmehr in unserer gefährlichen geographischen Lage eine Friedenssicherung erstrebt, d.h. alle Konfliktstoffe müssten möglichst beseitigt werden; nicht nur das deutsche Volk, sondern die ganze Menschheit müsse vor weiteren immer fürchterlicher werdenden Kriegen möglichst bewahrt werden; Deutschland sei heute noch, wie seit Jahrhunderten Wahrer der europäischen Kultur gegenüber den Gefahren des Ostens und könne sich nur – ähnlich wie England – behaupten, wenn es seiner Industrie im Westen den Zugang zum Meer sicherte, es lohne sich nach einer Dauerlösung für diese Lebensfrage Deutschlands zu suchen. Ich meinte, das seien Machtpolitische und nicht wirtschaftliche Fragen. Das wollte er aber nicht gelten lassen; beide seien vielfältig mit einander verschmolzen. Ob ich mitmachen wolle? Dazu war ich bereit.

Wenige Tage darauf wurde ich zur ersten Besprechung – ich glaube in Düsseldorf – abgeholt. Ich fand eine Versammlung von Männern, die ich mit Ausnahme von Hugo Stinnes und des Geschäftsführers der Essener Handelskammer Wilhelm Hirsch nicht kannte. An den Verhandlungen nahm ich zunächst nur als Zuhörer teil. Ich hatte den Eindruck eines Wirrsals von Ansichten; ein Bedürfnis nach Klärung und Verständigung war unzweifelhaft vorhanden; dass man deswegen auch an die Volkswirtschaftslehre gedacht hatte, freute mich, aber beunruhigte mich auch etwas. Denn in den mir fern liegenden Fragen des Ostens schien Übereinstimmung vorhanden zu sein; man hatte augenscheinlich, wie ich, kein aus eigener Anschauung gewonnenes Urteil, sondern sich auf den Standpunkt der Deutsch-Balten und auf den der deutschen Ansiedlungs-kommission gestellt. Das wollte mir aus mancherlei Gründen nicht recht behagen; aber hier traute ich mir ein selbständiges Urteil nicht zu. Es schien mir allerdings nicht richtig zu sein, Russland an der Ostsee – ausser Petersburg – einen guten Hafen als westlichen Ausgangspunkt der Sibirischen Eisenbahn zu versagen. Es musste vermieden werden, dass sich am westlichen Ende der grossen Bahnlinie eine ähnliche Lage wie am östlichen herausbildete. Doch für solche in weiter Ferne liegende Gesichtspunkte fehlte das Interesse. Unzweifelhaft waren auch die Fragen im Westen Deutschlands dringlicher. Der Konkurrenzkampf zwischen den deutschen Nordseehäfen und den fremden Seehäfen im Mündungsgebiet des Rheins hatte mich schon in Köln beschäftigt. Er schuf immer von neuem Verstimmungen, von denen ich in Bremen kaum etwas erfahren hatte, die sich aber am Niederrhein nicht übersehen liessen. Es handelte sich bei ihnen nicht nur um die Seeschifffahrt, wie die

leidige Frage der Hafengebühren, sondern auch um die Rheinschiffahrt, die Tarifpolitik der Eisenbahn, sowie der Kanalbau. Das waren Fragen, die meinem Arbeitsgebiet angehörten. Wenn es möglich wäre, sie aus dem internationalen Streit der Interessen herauszuholen, so würde damit dem Frieden ein Dienst geleistet sein. Ob es und wie es geschehen könne, blieb eine Frage machtpolitischer Art. Sie lag ausserhalb meiner Kompetenz. Für ihre Beantwortung musste Alles offen gelassen, nur der Grund gelegt werden. Das spitzte sich immer mehr auf die Frage des Wettbewerbs von Antwerpen und Rotterdam zu. Sie lockte mich.

Auch machten die Herren, die sich zur Erörterung zusammengefunden hatten mir Eindruck. Unter ihnen traten zwei besonders hervor. Der eine war der Begründer und Leiter des erfolgreichsten Stahlwerks im Ruhrrevier. Er war durch und durch Unternehmer. Anders als privatwirtschaftlich konnte er überhaupt nicht denken. Das tat er aber mit ungewöhnlicher Schärfe. Wenn sich seinen Unternehmerplänen ein Widerstand entgegensetzte, dann dachte er nicht daran, entsprechend seine Pläne zu ändern: seine ganze Energie vereinigte sich vielmehr auf das Bestreben, den Widerstand zu überwinden, und in seinen Mitteln war er nicht wählerisch. In dieser Einseitigkeit lag seine Stärke; innere Konflikte zwischen widerstrebenden Zielen kannte er nicht. Vielleicht bin ich niemals mit jemandem näher zusammen gekommen, der mir in seiner Grundnatur so fremd war. Trotzdem gewann ich sein Vertrauen. Er sprach mit mir in erstaunlicher Offenheit und fragte mich später häufiger um Rat. Jede Unterredung mit ihm war ein merkwürdiges Erlebnis. August Thyssen war in seiner Einseitigkeit ein lebender Idealtypus der Volkswirtschaftslehre von Adam Smith, wie er in solcher Reinheit immer selten gewesen ist. Ganz anders der zweite, den ich schon kannte: Hugo Stinnes. Hatte Thyssen sich von unten heraufgearbeitet, so gehörte Stinnes einer Familie an, die in der Wirtschaftsgeschichte des Rheins schon als grosser Kohlenverfrachter bekannt war. Er war in einer führenden Bremer(?) Unternehmung aufgewachsen und gewann früh einen Überblick über das Wirtschaftswesen seiner Heimat. Er hatte Volkswirtschaftslehre nie studiert, war aber ein volkswirtschaftlicher Denker. Er sah allgemeine Probleme, aus denen heraus er seine Pläne entwickelte; und er vertrat sie nicht mit Leidenschaft oder Temperament, sondern mit ruhigen und gewichtigen Worten. Besonders charakteristisch war ein späteres Zusammentreffen in der Eisenbahn. Er hatte mich auf der Fahrt vom Rhein nach Berlin im Zuge entdeckt und holte mich in sein Abteil erster Klasse, in dem wir ungestört die ganze Reise lang die Frage mit einander erörterten, wie sich voraussichtlich nach dem Krieg Kapitalbedarf und Kapitalangebot und damit der Zins gestalten würden. Von diesem Gesichtspunkt aus gewann ich einen kleinen Einblick in die Pläne, die ihn beschäftigten. Er ging von der Gesamtentwicklung des Wirtschaftslebens aus und verfolgte in diesem Rahmen seine oft so weit gesteckten privatwirtschaftlichen Ziele, dass sie für die Gegenwartsmenschen schwer erkennbar waren. Ein weiteres Erlebnis verdient hinzugefügt zu werden. Nicht lange nach dem ersten Weltkrieg habe ich zwischen Stinnes und dem von mir sehr geschätzten Gewerkschaftsführer Legien ein Zusammentreffen in einem grösseren Kreise vermittelt. Beide fingen alsbald für einander Feuer, und ihre Unterredung zog sich weit über Mitternacht hin, ohne dass von den anderen Teilnehmern Notiz genommen wurde. Dem ersten Zusammentreffen folgten weitere Besprechungen, die zu einer Verständigung führten. Wenn sie sich leider nicht erfüllt haben, so lag das daran, dass Jeder der beiden Männer in seinem Kreise zu sehr eine Ausnahme war. Mitten aus seinem gross geplanten Schaffen hat ein frühzeitiger, unerwarteter Tod bald nach dem Ende des ersten

Weltkriegs Stinnes herausgerissen; es gab keinen, der sein Werk in gleich grosszügigem Sinn fortführen konnte.

Schon die Teilnahme dieser beiden Persönlichkeiten machte die Beratung interessant, aber zugleich auch eine Verständigung schwer. Noch grösser war aber die Erschwerung der Besprechungen durch die Ereignisse. Das anfangs den Ton angegebende Streben nach Friedenssicherung wurde gegenstandslos; an die Stelle einer vermeintlichen Lage traten mehr und mehr Ungewissheit, Zweifel und Befürchtungen. Solange wie möglich suchte man aber an Hoffnungen noch festzuhalten. Das Ende des Krieges machte schliesslich allem Kopfzerbrechen und Hoffen ein Ende. Die einzige Frucht der vielen Arbeit war ein kleines Buch über die Stellung Antwerpens in der Weltwirtschaft und seine Bedeutung für Deutschland.

Je weniger sich aber die Hoffnungen auf einen baldigen Friedensschluss erfüllten, umso weniger war auch zu erwarten, dass sich nach dem Krieg auf wirtschaftlichem Gebiet ein friedliches Zusammenarbeiten alsbald einstellen werde. Mit handelspolitischen Kampfmassnahmen, wie der Friedensvertrag später auch zeigte, musste gerechnet werden. Schon vor dem Kriege hatten sie eine Rolle gespielt. Deshalb hatte ich mich in meinem Referat auf der Münchner Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik nicht mit dem Entwurf eines Wunschbildes begnügt, sondern mich zur Erleichterung der immer schwieriger werdenden Verhandlungen für die Einführung eines Doppeltarifs (Maximal- und Minimal-Tarife) ausgesprochen. Die damals berührten Gedankengänge führte ich 1915 in meiner Schrift „Meistbegünstigung und Zollunterscheidung“ weiter aus. War ich meinerzeit in München bei der Zuhörerschaft sowie dem grössten Teil der Presse auf heftigen Widerstand gestossen, so erzielte diese Schrift in schneller Folge drei Auflagen. Besonders aber überraschte mich, dass der langjährige Chefredakteur der Weserzeitung, der handelspolitisch eine gewisse leitende Rolle in der liberalen Presse spielte mir über diese ihm zugesandte Schrift schrieb: „Ich finde sie ganz herrlich und stimme, trotz meines von Haus aus freihändlerischen Standpunkts, fast ausnahmslos mit ihr überein.“ „im Kreise der Handelskammer (die mich seinerzeit wegen meiner handelspolitischen Einstellung abgelehnt hatte) beiläufig zu erwähnen, dass seine Arbeiten über Bremens Konkurrenz mit Rotterdam mein Interesse gefunden hätten. Dieser rührende Zusatz bewegte mich sehr in Gedanken an meinen Vater.

Wenn diese Arbeiten aus Hoffnungen und Befürchtungen hervorwuchsen, so bezog sich eine weitere auf den Kriegsbeginn. Unsere Feinde hatten alsbald in zum Teil sehr wirksamen Veröffentlichungen ihre Stellung zum Kriege ausführlich dargelegt. Wir hatten dem nichts an die Seite zu setzen. Das erschien mir bedauerlich auch für das Inland. Ich stellte deshalb einen Plan für ein solches Werk auf; es sollte von Professoren mit im Ausland bekannten Namen geschrieben werden und in deutscher, englischer und spanischer Sprache erscheinen. Meinem Plan wurde zugestimmt, und ich wurde ins Kultusministerium gerufen, um die Verhandlungen zu führen. Das Werk ist unter dem Titel „Deutschland und der Weltkrieg“ in zwei deutschen Auflagen sowie einer englischen und einer spanischen Ausgabe erschienen. Hatten sich bisher Ordensverleihungen nur dadurch erfreut, dass sie nichtt ausgeliehen waren, hat mir das nicht häufig verliehene Eiserne Kreuz am weiss-schwarzen Bande, den ich neben dem Verdienstkreuz hauptsächlich für die genannten Veröffentlichungen erhielt, positive Befriedigung bewährt. Wenn das ganze Volk in Not ist, darf der Einzelne nicht untätig bleiben; dass mein Bemühen in

dieser Richtung Anerkennung fand, hat mir damals sehr wohl getan, wenn es auch nur eine bürgerliche Pflichterfüllung war.

Dies Arbeiten liessen mich aber nicht meine allgemeinen Studien über Belgien vergessen. Sie entsprachen einem plötzlich verbreiteten Bedürfnis, das bisher merkwürdigerweise keine Befriedigung gefunden hatte. Auf sie konnte ich nicht viel Zeit verwenden; es gelang mir aber zu meiner Freude, für sie meinen Freund Karl Hampe zu gewinnen. Er hat die politische Geschichte Belgiens geschrieben. Als v. Bissing Generalgouverneur von Belgien wurde, kamen wir beide nach Brüssel. Dort war eine ganze Kolonie junger Gelehrter mit den verschiedensten Aufgaben beschäftigt; auch mein Bruder und mein Schwiegervater waren kurze Zeit dort. Max Weber war nur bei besonderen Gelegenheiten zu sehen, Freiherr v. Wilmowski, erschien sogar nur als Adjutant des Generalgouverneurs. Er verstand es wie sein Chef mit so feiner Grazie zu repräsentieren, dass es eine Freude war, beiden auch nur zuzusehen; es wäre für Regierende nützlich gewesen, wenn sie bei festlichen Anlässen gefilmt worden wären. Ein wachsender Kreis alter und neuer Bekannter traf sich aber regelmässig bei den Mahlzeiten, und ich denke gern an dieses anregende Zusammensein zurück.

Meine Veröffentlichungen hatten zur Folge, dass ich von vielen Seiten zu Vorträgen aufgefordert wurde und zwar nicht nur im Inland, sondern auch an der Front. Unter den Einladungen reizte mich am meisten eine Vortragsreise an die mazedonische Front, an der neben bulgarischen Truppen die deutsche Armee v. Scholz stand, deren Hauptquartier Uesküb war. Von der Bonner Universität nahmen an der Vortragsreise noch mein Schwiegervater Zitelmann, und die Professoren Zorn und Wilcken teil.

Uesküb, später Skopje genannt, war eine Stadt von ehrwürdigem Alter. Das bewies der stattliche römische Aquädukt in seiner Nähe. Jetzt hatte es freilich das etwas schläfrige Gepräge einer überwiegend orientalischen Stadt. Am Oberlauf des Wadar, der bei Saloniki ins Aegäische Meer mündet, gelegen, kann es wohl die grösste Stadt im nördlichen Mazedonien genannt werden, desjenigen Gebiets, das auf der ganzen Balkanhalbinsel von Türken, Griechen, Serben und Bulgaren am heissensten umstritten war; nur ein Spezialist konnte sich in seiner wechselvollen Geschichte zurechtfinden. Ganz besonders hängen die Bulgaren an diesem Gebiet, aus dem die Apostel Kyrill und Methodius stammen, die als Nationalheilige in der bulgarischen Kirche verehrt werden.

Unsere Gedanken verweilten bei diesen durch Jahrhunderte sich hinziehenden Kämpfen nicht lange. Sie wurden einerseits in die noch weiter zurückliegende Vergangenheit gelenkt. Denn Wilcken nahm uns gefangen durch meisterhafte Vorträge über Alexander den Grossen und seinen Vater, denen meine Studien in letzter Zeit besonders gegolten hatten. Andererseits wussten die Bulgaren uns durch leidenschaftliche Begründung ihrer Ansprüche auf Mazedonien immer von neuem in Anspruch zu nehmen. Ob auch ihre Kraft mit ihren Wünschen ausreichend in Einklang stehe, war schwer zu entscheiden, ihrer Begeisterung fehlte es nicht an ansteckender Wirkung.

Nicht minder interessant, als diesen Herd internationaler Streitigkeiten kennen zu lernen, war es, in das Leben im Hauptquartier einer Armee einen Einblick zu gewinnen. Die Engländer hatten gesagt, dass ihnen von den deutschen Kriegseinstellungen der Aufbau der mazedonischen Front am bemerkenswertesten erschien. Das wurde jetzt verständlich. Die Front war jenseits eines zerklüfteten

Gebirges, zum Teil auf den Höhen, zum Teil im ungesunden Tal. Ihr Nachschub stiess auf ungeheure Schwierigkeiten, zumal da die wenigen gewundenen Strassen in schlechtem Zustand waren. Sie wurden durch grosse Seilbahnanlagen überwunden. Ich erfuhr Einiges über staunenswerte Organisation, als der Offizier, der sich um sie besonders verdienst gemacht hatte, der spätere General v. Stülpnagel, abgefeiert wurde, weil er im Mitarbeiterkreis des Generals Ludendorff eine besondere Stelle erhielt.

Auf der Höhe trafen wir den bulgarischen Oberkommandierenden, General Wasoff. Er war, wie ich später erfuhr, ein besonderer Vertrauensmann des Zaren Ferdinand, machte einen ebenso tüchtigen wie liebenwürdigen Eindruck und verstand es vortrefflich mit seinem Stabe ausgewählter Männer zu arbeiten. Es fiel mir, wie schon mehrfach, aber auch hier besonders, der ausgesprochen nordische Charakter des bulgarischen Volkes auf. Wenn man bedachte, dass Sofia ungefähr auf demselben Breitengrad von Neapel liegt und wir uns noch weiter südlich befanden, dann konnte man nur mit Verwunderung den grossen Unterschied zwischen den Bulgaren und Neapolitanern oder gar Italienern noch weiter im Süden feststellen. Die bulgarischen Offiziere konnten ausgelassen fröhlich sein und sich für ihr Vaterland gewaltig begeistern; und bulgarische Politiker gerieten in ihren Kaffeehaus-Gesprächen leicht in grosse Erregung, aber beherrschend war noch der Eindruck ernster Männlichkeit, der Zutrauen erweckte. Gefahren lagen weniger im Charakter der Bulgaren als in der Struktur ihres Volkes. Dem Volke fehlten alle konservativen Elemente. Es war ein Volk kleiner Landwirte, in dem die Volksschullehrer einen starken Einfluss ausübten, und sie waren extremen Anschauungen leicht zugänglich. Darüber bekam man allerlei Unerfreuliches zu hören. Je länger der Krieg dauerte, umso mehr wagten sich die Volksschullehrer heraus und umso extremer wurden ihre Ansichten. Defaitistische und kommunistische Ideen sollten sich, wie mir gesagt wurde, verbreiten. Es sah jedoch so aus, als ob man die Zügel noch in der Hand halte.

Der Standort des bulgarischen Armee-Kommandos machte den Eindruck, dass er besser und schöner kaum gedacht werden konnte. Denn von der Höhe schweifte der Blick in die griechische Ebene bis zur Meeresküste. In der Ferne habe ich sogar den zwischen Meer und Binnenland einsam ragenden Berg Olymp gesehen, von dem man sich vorstellen kann, dass ein phantasiebegabtes Volk ihn einst mit Göttern bevölkerte. Doch auch hier fehlte es nicht an Schatten. Mit den Truppen war Dr. Fülleborn, der spätere Nachfolger Professor Nochts in der Leitung des Hamburger Tropen-Instituts, und er erzählte mir, dass man Malaria, die ich gehabt und von der ich einen kleinen Anfall auch noch in Uesküb erlebt hatte, erst hier richtig erkannt habe; wenn er von den Erkrankungsfällen unter den Soldaten und der ausreichenden Versorgung mit Chinin sprach, glaubte ich einen Ton der Besorgnis herauszuhören. Aber im ganzen verliessen wir die Front mit einem Gefühl der Beruhigung. Sie schien in besten Händen zu sein. Niemand ahnte, dass hier der verhängnisvolle Durchstoss erfolgen würde, der den Zusammenbruch einleitete.

Im Anschluss an diese Vortragsreise, durch die ich das so heissumstrittene Mazedonien in seinem westlichen Teil ein wenig kennen gelernt hatte, machte ich noch einen Abstecher nach Sofia. Ich konnte wieder einmal feststellen, wie viel ergiebiger für mich eine Reise ist, wenn ich mir den Weg selbständig suchen muss, ihn dann aber auch systematisch verfolgen kann. Hatte ich bisher Einzeldrucke gewonnen, die nachträglich zu einer Art Bild zusammengefügt werden mussten, so eröffnete sich mir jetzt die Möglichkeit, das Land unserer Bundesgenossen in seinen Hauptproblemen und Hauptver-

tretern so kennen zu lernen, dass ich mir eigene Urteile bilden konnte. In einem stark zentralisierten kleinen Lande ist das noch zu erreichen. Manche Saat aus meiner Wiener Studienzeit trug jetzt noch späte Früchte.

Bulgarien war keiner europäischen Grossmacht unmittelbar benachbart, wie Rumänien dem Russischen Reich und Jugoslawien der einstigen Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie. Es handelte sich in seiner Politik nicht darum, wie man sich zu einem überlegenen Nachbarn stellte, nicht um ein blosses Ja oder Nein. Seine politischen Neigungen und Abneigungen waren daher grösseren Schwankungen ausgesetzt. Eine russische Unterströmung war deutlich zu erkennen. Sie beruhte zum Teil darauf, dass in der Kirche, in der Schrift und Literatur Bulgareins russische Einflüsse vorhanden sind; auch die Tatsache, dass beide Länder noch im Wesentlichen Agrarländer waren, machte sich geltend; und vor Allem war von Bedeutung, dass es in beiden Ländern an revolutionären Strömungen nicht fehlte. Die bulgarischen Kommunisten sympathisierten mit denen in Russland; ihnen standen weniger konservative Kräfte als dort gegenüber, da es an Grossgrundbesitz und Adel, wie einem einheimischen Herrscherhaus in Bulgarien fehlte. Nur die vorsichtige Politik des klugen Königs Ferdinand hatte eine Stabilität der Entwicklung zu schaffen vermocht.

Wirtschaftlich waren es vor Allem drei Fragen, die mich beschäftigten. Zuerst die Frage der industriellen Entwicklung. Die Textil-, insbesondere Baumwollindustrie spielt vielfach eine Pionierrolle. Darum suchte ich die Stadt auf, die in Sofia das „Manchester von Bulgarien“ genannt wurde: Gabrowo. Vielleicht hat Manchester in der Tat einmal so ausgesehen. Das Interessante war nämlich, wie dieses rührige Industriestädtchen aus dem Agrarlande hervorwuchs. Eine Industriearbeiterschaft war erst in der Bildung begriffen. Die Industrie war noch Saisonbetrieb. Sie war im Gange während die Arbeit auf dem Lande ruhte. Wenn die Arbeiter oder Arbeiterinnen auf dem Lande gebraucht wurden, wurden die Fabriken geschlossen.

Solche Mängel an Kontinuität ist natürlich auch von Einfluss auf die Maschinen-Ausstattung. Auf kostspielige Maschinen, die sich nur bei ständiger Arbeit ausreichend verzinsen, musste verzichtet werden. Auch Erziehungszölle halfen auf dieser untersten Stufe der Entwicklung wenig. Sie wirken erst, wenn der Differenzierungsprozess zwischen Landwirtschaft und Industrie weiter vorgeschritten ist. Er vollzieht sich aber anfangs langsam; ist er erfolgt, kann die Weiterentwicklung mit grosser Beschleunigung vor sich gehen. Machte man sich das klar, so musste man anerkennen, dass Beachtenswertes in Gabrowo geleistet wurde. Die bulgarischen Arbeiter machten in ihrer Gelehrigkeit und Anspruchslosigkeit einen vortrefflichen Eindruck und bei den Unternehmern bewunderte ich ihre besonnene Tatkraft. Ich zweifelte nicht daran, dass Bulgarien, wenn es auch in erster Linie Agrarland bliebe doch die Kraft haben werde, die Industrien, nach denen ein besonderer Bedarf vorhanden war, auch wirksam zu entwickeln; doch war ich nicht sicher, ob die Baumwollindustrie zu diesen Industrien gezählt werden konnte. Für mich war Gabrowo ein lehrreicher Einblick in Zeiten, die in Deutschland längst verschwunden waren.

Nicht zweifelhaft war es mir, dass der Kohlebergbau einer Entwicklung bedürftig sei! Ich bin auch zur Hauptkohlengrube hingereist, doch konnte ich nicht zu einem Urteil kommen. Das war nur auf

Grund eingehender Studien möglich. Ich beschloss über die Kohlen-Versorgung Bulgariens eine Doktordissertation anfertigen zu lassen. Dr. Mühlner hat sie mit Fleiss und Umsicht geliefert.

Von der bulgarischen Landwirtschaft im ganzen konnte ich natürlich auch nicht eine eigene Anschauung gewinnen. Sie schien mir dazu aber auch nicht besonderen Anreiz zu bieten. Anders war es mit ihren Besonderheiten, in erster Linie dem Tabak, in dem Bulgarein eine immer grössere Rolle spielte, seitdem die Zigarette die Zigarre mehr und mehr zurückdrängte. Die ostmazedonischen Gebiete um Xanthi, Drama und Seres, in denen auch der Tabak für die beliebten „ägyptischen Zigaretten“ wuchs, gehörten zu den politisch heftig umstrittenen der Balkan-Halbinsel. Für Bulgarien hatte die damit zusammenhängende Frage grosse Bedeutung, wie es sich in der Seeschiffahrt von den Dardanellen am besten unabhängig machen, wo es sich also am zweckmässigsten einen Hafen am ägäischen Meer schaffen könne. In Sofia wusste man über diese Gebiete wenig Bescheid. Meine starke Neugierde war wohl der Anlass zu dem Plane, sie durch Professor Zankoff, dem späteren Ministerpräsidenten, der damals im landwirtschaftlichen Genossenschaftswesen eine führende Rolle spielte, und durch mich bereisen zu lassen; General Petroff schloss sich noch in Mazedonien uns an.

Die Reise mit dem vielleicht besten Kenner der bulgarischen Volkswirtschaft war ausserordentlich lehrreich. Sie hatte drei Höhepunkte. Der erste war der Besuch bei einem Tabakbauern im Hauptgebiet des Qualitätstabaks bei Xanthi. Es war ein Türke, und es stellte sich heraus, dass fast alle Tabakbauern, die einen besonders guten Ruf hatten, Türken waren. Sie hatten ihn vor allem, weil sie Virtuosen der Sorgfalt und Reinlichkeit waren. Der Tabakbau erfolgt hier nämlich nicht in grossen Plantagen, sondern in Gärten. Er ist Qualitätsproduktion in sich in ganz anderem Masse, als ich sie in Sumatra kennen gelernt hatte, und zwar in Bezug auf Aroma. Jede Pflanze wird ähnlich wie in Kuba aufs Sorgfältigste behandelt und das setzt sich fort bei der Trocknung, die im Hause stattfindet. Dabei muss jedes Blatt vor Allem vor Staub bewahrt werden. Deshalb ist das Haus von einer Sauberkeit, die nicht zu übertreffen ist. Sie ist Frucht der hingebungsvollen Arbeitsliebe, die keinen Reichtum schafft, aber bescheidenen Wohlstand sichert. Diese tüchtigen Leute sind dann durch die Griechen auf Grund des Friedensvertrages von der Scholle, mit der sie so verwachsen waren, vertrieben worden. Langsam scheinen sie im Hinterland von Smyrna Ähnliches wieder aufgebaut zu haben.

Ein zweiter Höhepunkt, den diese kleine Reise in meiner Erinnerung hat, lag auf der eintönigen und menschenleeren Hochebene, die sich zwischen dem Tabakgebiet und dem Meer breitete. Sie muss einst dicht bevölkert gewesen sein. Das bewiesen grossartige Ruinen, die sich halbwegs auf ihr erheben. Es sind Überreste von Philippi, wo Baubis und Cassius durch Oktavius und Antonius geschlagen wurden, und damit die Republik in Rom endgültig beseitigt wurde. Sie sind nicht die Überreste eines Tempels, auch kaum eines Palastes, eher die eines grossen Versammlungsraumes. Sie haben etwas Rätselhaftes, deuten aber jedenfalls auf einstige starke Besiedlung. Angesichts dieser Ruinen hat Kaiser Wilhelm II vor dem Zaren Ferdinand wenige Monate vor meinem Besuch eine Parade abgehalten, von der General Petroff, der an ihr beteiligt war, viel zu erzählen wusste. Es war merkwürdig, dass ausser dieser stolzen Ruine von menschlicher Besiedlung nicht zu sehen war. So weit das Auge blickte, dehnte sich eine öde Grassteppe, vielleicht einst bewaldet und dann abgeholzt und verarmt, vielleicht aber auch nur künstlicher Bewässerung bedürftig. Diese rätselhafte Ruine in dieser rätselhaften Öde war ein Sinnbild menschlicher Vergänglichkeit.

Die grösste Überraschung aber bot sich, wo diese Hochebene steil zum Meer abfällt. Unerwartet öffnet sich hier der Blick auf die glänzende Fläche des Ägäischen Meeres mit der schönen Silhouette der Insel Thasos in der Ferne und der von einigen Bogen einer alten römischen Wasserleitung eingerahmten und auf einer schmalen Landzunge malerisch gelegenen Hafenstadt Kawalla zu Füssen. Hatte ich den Olymp als angemessensten ersten Gruss des Griechenlands empfunden, so wurden hier die Gedanken hinausgelenkt in die griechische Inselwelt, die Vermittlerin zwischen den Kulturen des Morgenlandes und Abendlandes war. Alles war rings so friedlich und still, dass man den Krieg vergessen konnte.

Auch in Kawalla selbst wurde man nirgends an ihn erinnert. Hier beherrschte der Tabakhandel alle Gedanken. Die Tabakernte. Wenigstens die der besten Qualitäten, strömte in den grossen Lagerhäusern zusammen. Grossfirmen aus aller Welt hatten hier ihre Vertretung. Im Tabakhandel spielten die Griechen und zwar vorwiegend Inselgriechen, eine nicht unbedeutende Rolle. Gab es auch nur wenige griechische Firmen, Griechen schienen in jeder Firma unentbehrlich zu sein. Man wurde an Odysseus erinnert.

Kawalla konnte aber nicht den Hafen am Ägäischen Meer abgeben, den die Bulgaren sich wünschten, dazu war seine Lage zum Hinterland zu ungünstig und die Erweiterungsmöglichkeiten seines Hafens zu beschränkt. Unzweifelhaft kam Dedengatsch, so wenig anziehend auch Lage und Stadt waren, mehr in Betracht. Dazwischen schien nach der Karte eine Meeresbucht eine ideale Lösung zu bieten; aber an Ort und Stelle zeigten sich die Küsten so versumpft, dass die Anlage eines Hafens ein Kapitel erfordert hätte, das Bulgarien aufzubringen nicht in der Lage war. Alle diese Erwägungen wurden durch den Verlauf des Krieges gegenstandslos.

Die wirtschaftlichen Einblicke, die diese Reise mir verschaffte, erleichterten es mir, einen Überblick auch über die politischen Verhältnisse in Bulgarien zu gewinnen. Denn von allen Seiten wollte man in Sofia von meiner Reise hören. Lange Erörterungen entwickelten sich in den Kaffeehäusern, die für die Politiker – und wer war in Sofia nicht Politiker? – das sind, was die Börse für die Händler ist. Es war mir auffallend, mit welcher Offenheit, aber zugleich auch Erregung diese Diskussionen stattfanden. In kurzer Frist war ich nicht nur mit den Universitätsprofessoren meines Fachs und der ihm nahestehenden Fächern sowie mit den verschiedenen Parteiführern, sondern auch mit den Hauptministern bekannt. Am meisten interessierten mich die Mazedonier. General Protogeroff war eine ungewöhnlich gewinnende Persönlichkeit; er spielte damals eine grosse Rolle; noch mehr fesselte mich Alexandroff, ein Revolutionär idealistischer Prägung, sehr gebildet und sehr gewandt; er brachte mich zu meiner Verwunderung in seinem schönen Auto zur Eisenbahn. Er ist später ermordet worden.

Auch zu einer Audienz beim Zaren Ferdinand wurde ich befohlen. Von ihm wurde nicht viel, aber stets in grösster Hochachtung gesprochen. Beim Besuch seines schönen Parks, in dem er seine berühmte Vogelsammlung hatte, erfuhr ich allerhand aus seinem Privatleben; so wurde mir ein kleiner unscheinbarer Vogel gezeigt, den er gerade zu seiner grössten Freude für eine erstaunliche hohe Summe erworben hatte; vor wenigen Tagen habe er drei Stunden vor dem Käfig gesessen und das kleine Tier beobachtet. Den ungewöhnlichen Mann persönlich kennen zu lernen, interessierte mich natürlich sehr. Er empfing mich am Abend, angetan mit seinen nie fehlenden weissen Zeughandschuhen, von denen gesagt wurde, dass jedes Paar nur einmal benutzt werde. Als bald begann er mit erstaunlicher Offenheit

in bewegtem Ton von seinen oesterreichischen Verwandten insbesondere dem Prinzen Sixtus von Bourbon-Parma, dem Bruder der restermietischen(?) Kaiserin Zite; zu sprechen: man spiele ein doppeltes Spiel, dessen Bedeutung uns entspinnd nicht voll erkannt werde. Es mischte sich sogar etwas wie Ingrim in seine Stimme. Als dann das Gespräch auf wirtschaftliche Fragen übergang, sagte der Zar plötzlich, da solle Boris zuhören. Er drückte auf eine elektrische Klingel, die er glaube ich, schon vorher in der Hand hatte, und in kürzester Frist war der Kronprinz da. In meisterhafter Weise rekapitulierte der Zar die bisherige Unterredung. Die Art, wie das geschah, schien mir eine vorbildliche Kronprinzen-Erziehung zu verraten. Der Kronprinz aber, nicht eine Kraftnatur wie sein Vater, machte den Eindruck eines geistig und seelisch überlasteten, sympathischen jungen Mannes. Niemand kam auf den Gedanken, dass er binnen kurzem unter schwierigsten Verhältnissen den Thron seines Vaters zu besteigen habe.

Dieser ersten Reise nach Bulgarien sollte nach einigen Monaten eine zweite folgen. Sie hatte einen besonderen Anlass. Die deutschen und bulgarischen Truppen, die Rumänien besetzt hatten, standen sich fremd gegenüber; es fehlte auch nicht an Reibereien, die meist auf ungenügendes gegenseitiges Verständnis zurückgingen. Dem sollte etwas abgeholfen werden. Zu diesem Zweck wurde ein Vortragszyklus in Bukarest veranstaltet, und dort sollte auch ich Einiges über Bulgarien erzählen, insbesondere einen Vortrag über seine Stellung in der Weltwirtschaft halten. Als ich in der Meinung, dass ich nur vor Deutschen zu sprechen hatte, das Katheder bestieg, sah ich zu meinem Erstaunen die ersten Reihen völlig von bulgarischen Offizieren eingenommen. Das war mir nicht ganz angenehm. Als ich nach dem Vortrag mit einiger Verspätung infolge von Besuchen ehemaliger rumänischer Schüler das Vortragsgebäude verliess, fand ich in der Vorhalle die bulgarischen Offiziere noch versammelt und aus ihrer Mitte trat ein Offizier, dessen gewinnende Erscheinung mir während des Vortrags besonders aufgefallen war, auf mich zu und sagte: „Ich bin von meinen Kameraden beauftragt worden, Ihnen Dank zu sagen für das, was wir soeben gehört haben“, „Sie werden aber kaum mit allem was Sie gehört haben, einverstanden gewesen sein“, entgegnete ich. „Wir haben aber gefühlt, dass ein Freund Bulgariens sprach und haben deshalb den Wunsch, noch einen Abend mit Ihnen zu verbringen.“ Es wurde verabredet, dass der Offizier, der Adjutant des bulgarischen Generals war, mich an einem nächsten Tage mit seinem Kraftwagen abholen werde. Zur verabredeten Stunde wartete ich aber vergeblich. Als der Offizier endlich kam und ich neben ihm im Kraftwagen Platz nahm, sagte er in auffallendem Tone, es sei mir wohl recht, wenn wir zunächst noch etwas die nähere Umgebung von Bukarest ansähen. Als ich zustimmte, fuhr er stockend und in Erregung fort: „Während Sie ihren Vortrag hielten, ist die bulgarische Front durchbrochen worden. Sie werden bei uns eine sehr niedergeschlagene Stimmung vorfinden“. Ich schwankte, ob ich unter diesen veränderten Verhältnissen der Einladung noch entsprechen solle, entschloss mich aber, es doch zu tun, um die bulgarische Depression nicht noch mehr zu steigern und um Näheres über die Geschehnisse zu erfahren. In der Tat war die Niedergeschlagenheit gross, sodass ich mich bald empfahl. Meine für den nächsten Morgen angesetzte Abreise verschob ich, um im deutschen Oberkommando zu hören, ob ich die geplante Reise über Varna nach Sofia noch unternehmen könne. Da der Generalstabschef v. Seekt nicht anwesend war, wurde ich an den Generalfeldmarschall v. Mackensen verwiesen, dem ich bereits vorgestellt war. Er liess sich leutselig und in anscheinend bester Stimmung in ein längeres Gespräch mit mir ein: der Durchbruch durch die

bulgarische Front habe nichts zu bedeuten; er werde alsbald zum Stillstand kommen; denn die deutsche Überlegenheit sei ungeheuer. Ich könne unbesorgt meinen Reiseplan durchführen.

Im Vertrauen auf diese uneingeschränkte Zusicherung fuhr ich nach Konstanz. Dort fand ich in dem in ein Hotel umgewandelten Schloss ein merkwürdiges Durcheinander. Alles war beim Einpacken. Der bulgarische General hatte gerade anfragen lassen, was das zu bedeuten habe. Ich war ziemlich ratlos, was ich machen sollte. Da traf ich meinen Bremer Landsmann, den Bauernsohn und Bildhauer Gorsemann. Er war jetzt ziemlich in der gleichen Lage wie ich. Er wollte etwas vom Lande kennen lernen und wäre wohl am liebsten mit nach Bulgarien gegangen. Da uns das aber trotz Mackensen nicht geheuer erschien, verabredeten wir eine gemeinsame Wagenfahrt durch die Dobrudscha nach Braila mit Besuch der unterwegs gelegenen deutschen Dörfer. In Karamurat blieben wir die Nacht in einem grossen deutschen Gehöft. Es war eine Freude, es kennen zu lernen. Beste deutsche Bauernkultur! Alles selbst voll Liebe gemacht, Niemals habe ich eine Nacht in einem Bett mit so reichen Schnitzereien und feinen Stickereien zugebracht. Am Abend waren Gorsemann und ich bis weit über Mitternacht mit dem deutschen Pfarrer des Orts zusammen. Er wusste nicht nur über jede Familie in seiner Gemeinde aufs genaueste Bescheid, sondern hatte auch die schicksalsschweren Zusammenhänge der deutschen Kolonien im Osten aufs Sorgsamste studiert. Immer von neuem hatten die Deutschen den Wanderstab ergreifen müssen. Mit Wehmut gedenke ich der trefflichen Landsleute.

Als wir am nächsten Morgen erfuhren, dass in Berlin das Ministerium zurückgetreten sei und wie es ersetzt worden war, hielten wir es doch für angebracht, unsere Reise abzubrechen und nach Konstanz zurückzukehren. Dort erlebten wir ein grosses Schauspiel. Ein Dampfer nach dem anderen mit deutschen Soldaten traf vom Schwarzen Meer ein. Es machte einen gewaltigen Eindruck. Aber man kam zu spät. Die englischen Truppen waren nach dem Durchbruch durch die Malaria der deutschen Truppen erleichtert war, widerstandslos weiter gestürmt und in Sofia angelangt, wo König Ferdinand die Regierung in die Hände seines Sohnes Boris gelegt hatte. Es war mir kaum noch möglich, über die Donau bei Carnavoda hinüber zu kommen; in Bukarest war kein deutscher Soldat mehr zu sehen; wahrscheinlich war ich der letzte Deutsche, der noch über die rumänische Grenze hinübergelassen wurde. Die Entwicklung vollzog sich mit fliegender Eile.

Zwischen den beiden so verschiedenen Balkanreisen lag ein Zeitraum von mehr als einem Jahr, in dem sich in meinen Angelegenheiten Allerhand verändert hatte. Ich war nämlich Ende des Jahres 1917 als Hilfsarbeiter in das Preussische Finanzministerium gerufen worden. Dort bekam ich neben Sachen, die mir zur Begutachtung vorgelegt wurden, die Vertretung des Ministeriums im Ausschuss des Reichsfinanzministeriums, der es mit Fragen des Ausbaus der Reichsfinanzen zu tun hatte. Er stand unter der Leitung des Ministerialdirektors Eilsberger, mit dem zu arbeiten ein besonderes Vergnügen war. Es galt vor Allem, die eingehenden vielerlei Vorschläge zu sichten; nur sehr wenige konnten eine Prüfung vertragen. Ausserdem hatte ich an den Sitzungen des Ausschusses für die Übergangswirtschaft unter Vorsitz des Hamburger Senators Stahmer, des ersten deutschen Botschafters in London nach dem Kriege, teilzunehmen. Das Interessante war hier, dass die führenden Männer der Wirtschaft zu Worte kamen. Man lernte ihre Persönlichkeiten, Interessen und Anschauungen kennen. Bei ihren Vorschlägen war aber meist eine siegreiche Beendigung des Krieges die Voraussetzung. Es war daher Sisyphus-Werk. Das galt schliesslich auch von einem grossen Teil der Arbeit, die im Preussischen Finanzministerium,

ausser den laufenden Geschäften, geleistet wurde. Hier hatte ich viel mit Unterstaatssekretär Michaelis zu tun. Er galt nicht mit Unrecht als bester seines gleichen. Er verstand es ein Höchstmass freudiger Arbeit aus seinen Mitarbeitern hervorzulocken, entbehrte aber als gläubiger Christ der Selbstkritik, da er es für unzulässig hielt, an „Berufungen“ den Masstab menschlichen Verstandes anzulegen. Er war durch und durch preussischer Beamter, aber in Opposition zur bestehenden Reichsregierung. Für den „Berufenen“ hielt er Ludendorff. Das brachte beide Männer zusammen. Sie standen in lebhaften Briefwechsel mit einander.

Eines Tages sah ich von meinem Arbeitszimmer aus den Chef des kaiserlichen Zivilkabinetts v. Valentini im Zylinder vor dem Finanzministerium vorfahren und nach kurzer Pause mit unserem Unterstaatssekretär, ebenfalls im Zylinder, wieder fortfahren. Von dem mir eindeutig scheinenden Vorfall machte ich meinem Zimmernachbarn Mitteilung. Bald war eine kleine aufgeregte Konferenz in meinem Zimmer. Ich erinnerte mich eines früheren Ausspruchs Schmollers, dass ein Finanzminister der gegebene Premierminister sei. Unzweifelhaft war niemand mit den finanziellen Staatsangelegenheiten an vertraut wie der langjährige Unterstaatssekretär; noch bei der endlich erreichten Einführung der Kriegsernährungswirtschaft hatte er sich Verdienste erworben. Aber in der Politik fehlte ihm jede Erfahrung. Man war sich deshalb einig, dass es sich nur um eine Episode handle, die den Blätterfall des Herbstes kaum überdauern werde. Mit den schwierigen Verhältnissen im Reichstag wurde der neue Reichskanzler nicht fertig, zumal als bekannt wurde, dass Bothmann-Hollweg durch ein Ultimatum von Hindenburgs und Ludendorffs geschädigt worden war. Für das Finanzministerium war der Fortgang von Michaelis ein grosser Verlust. Es fehlte hinfort der Mittelpunkt. Ich empfand das mit lebhaftem Bedauern. Doch trat in meinem Leben bald wieder eine Wandlung ein: ich erhielt einen Ruf an die Berliner Universität.

Ähnlich wie seinerzeit bei meiner Bonner Professur ging auch dieser Berufung eine öffentliche Erörterung voraus. Ich war schon 1912, als es sich um die Neubesetzung der Schmollerschen Lehrstuhls handelte, von der Fakultät an erste Stelle als Nachfolger vorgeschlagen worden. An zweiter Stelle war Herkner von der Technischen Hochschule in Charlottenburg, an dritter Stelle Rathgen in Hamburg genannt worden. Mit der Neubesetzung verknüpften sich allerlei weitere Bestrebungen. Sie bezogen sich auf die Professur an der Technischen Hochschule in Charlottenburg. Fachkollegen Professor Bernhards wollten diesen gern, um den hässlichen Streit mit ihm ein Ende zu machen, in die Technische Hochschule Charlottenburg abschieben; andere einflussreiche Persönlichkeiten wünschten Julius Wolf, einen Gegner des Vereins für Sozialpolitik, nach Charlottenburg zu bringen. Diese letzten Bestrebungen setzten sich durch. Herker wurde Schmollers Nachfolger sowohl in der Professur wie im Vorsitz des Vereins für Sozialpolitik, und Wolf siedelte von Breslau nach Berlin über. So glaubte man augenscheinlich ein Gleichgewicht der Kräfte hergestellt zu haben. Es wurde auch sonst noch Allerlei erzählt. Ich begriff, warum man mich von verschiedenen Seiten beglückwünschte, im friedlichen Bonn bleiben zu können. Jetzt hatte auch Adolf Wagner sein arbeitsreiches Leben beendet. Eine Lücke in der Volkswirtschaftslehre an der Berliner Universität war entstanden und zwar zu einer Zeit, wo man anfangen musste, sich auf den Rückstrom der Jugend aus dem Felde zu rüsten. Glücklicherweise war der unerfreuliche Streit unter den Berliner Professoren der Volkswirtschaftslehre im Kriege zur Ruhe gekommen. Aber an der Universität der Hauptstadt mussten neben Agrarpolitik und Sozialpolitik auch

die allgemeinen Probleme der Wirtschaftsgeschichte und die internationalen Wirtschaftsprobleme besonders Berücksichtigung finden. Aus diesen Erwägungen erhielten Sombart und ich Berufungen an die Berliner Universität. Minister Trott zu Solz legte mir das in einer langen Unterredung eindrucksvoll dar und ging mit grosser Offenheit auf Vieles in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ein. Allem, was der würdevolle Mann, der seine Mitmenschen um Haupteslänge überragte, über mein Fach und seine Entwicklung sagte, konnte ich voll zustimmen. In unklarer Stimmung war ich zu ihm gegangen, voll freudiger Gewissheit verliess ich ihn. Die Arbeitsteilung zwischen Sombart und mir war ein sachlicher Vorteil und entsprach meiner Auffassung und Art. Zumal da die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang des Krieges damals noch lebendig war, nahm ich den ehrenvollen Ruf an. Nachfolger Adolf Wagners zu sein, dessen lautere Persönlichkeit ich besonders verehrt hatte, empfand ich als Stolz und Verpflichtung.